Nr. 362. Abendblatt. Neunundfünfzigster Jahrgang. **Donnerstag, 31. Dezember 1914.**

Abonnementspreis: Für Vorstadt in Frankfurt und Main-Bad Homburg, Hofheim, bei den Agent. à 0.25, b. d. Postanstalten in Deutschland (ausschließlich Bestellgeld) Mark Aegypten Milliem. 750, Belgien Fr. 12.82, Bulgarien Fr. 20.65, Dänemark Kr. 10.75, Griechenland (d. Postamt in Triest) Kr. 24.02, Holland fl. 7.50, Italien Fr. 15.17, Luxemburg Fr. 13.25, Rumänien (d. P.) Peo. 12.00, Norwegen Kr. 9.77, Oesterreich (Wien auch Vorkleiste (1) Kr. 15.64, Portugal Milr. 4.384, Rumänien Lei 11.—, Russland Rbl. 4.50, Schweden Kr. 9.75, Schweiz Fr. 13.15, Serbien Fr. 14.88, Türkei (D. P.) Piaster Silber) 89.6, Ungarn Kr. 13.45. In Wolfspostkreis, in New York 20 Broad Str. A 18

Frankfurter Zeitung
und Handelsblatt.

(Frankfurter Handelszeitung.) (Neue Frankfurter Zeitung.)

Stadt-Telephon: Amt Hansa 5940, 5941, 5942, 5943 — Begründet von Leopold Sonnemann. — Für Auswärte: Amt Fernsprecher 40, 41, 42, 43.

Preis der Anzeigen: Colonelzeile 90 ₰. Abendbl. 70 ₰. Reklamen à 1.— Abendbl. à 1.50. Familienanzeigen à 1.— Platz- u. Datum-Vorschriften ohne Verbindlichkeit. — Anzeigen nehmen an: Haasenstein & Vogler, Frankfurt a. M., Gr. Eschenheimerstr. 33/37, Rudolf Mosse, Schillerpl. 3, Berlin; Leipzig, Platz 3, Dresden-A. 1, Maximilianstr. 2, München: Permanente 5, Offenbach: Biebererstr. 36, Stuttgart: Poststraße 7, Zürich: Nordstraße 62, Ges. Ubrig. Agenturen d. d. Annonc.-Exped. Fernsprechen New York: 20 Broad Street.

Verlag u. Druck der Frankfurter Societäts-Druckerei (Gesellschaft mit beschr. Haftung).

An der Jahreswende.

Frankfurt, 31. Dezember.

Wenn wir am Jahresschlusse zurückblickend überschauen, wie die Verhältnisse der Staaten und Völker zueinander im Laufe dieses Jahres sich gestaltet haben, so werden wir ganz unwillkürlich geneigt sein, alles, was in den abgelaufenen Zeiträumen geschehen ist, unter dem Gesichtspunkte dieses gewaltigsten Krieges zu betrachten, den Europa jemals erlebt hat. Aber es dehnt unsere Aufmerksamkeit keiner gewaltsamen Konstruktion zu Zusammenhängen, um zu erkennen, daß in der Zat auch die erste Hälfte des Jahres an deren Ende der blutige Sarajewoer St. Veitstag stand, angefüllt war mit Ereignissen, die fördernd oder hemmend auf den Krieg Bezug hatten. Einander bekämpfend und durchkreuzend sehen wir in allen europäischen Staaten die Linien, die schließlich in dem schrecklichen Völkerringen endigten.

Schon im letzten Winter rief das Wetterleuchten, das vom Osten her das schwere Gewitter ankündigte, starke Bewunderung hervor. Allerdings begann das Jahr mit einer der nicht seltenen historischen Ironien, einer lebhaften Erörterung der englischen Oeffentlichkeit über die Frage einer Erleichterung der Rüstungen. Der Schatzkanzler Lloyd George, derselbe Minister, der seit dem Kriege in dem Tone der niedrigsten Straßenschimpfrede gegen Deutschland hetzt, machte zur besseren Gestaltung seines Budgets und um für die Zwecke sozialer Reformen Mittel zur Verfügung zu behalten, einen Versuch, die englischen Marineerhöhungen in mäßigen Grenzen zu halten. (Ein Teil der liberalen Partei stand auf einer Seite, aber wie immer, wenn es sich um Dinge handelt, die Englands auswärtige Beziehungen, seine Macht- und Weltpolitik angehen, mußte dieser eine Politik des Friedens besitzende Teil der Regierungspartei schweigen. Der Streber Churchill, der selbst noch wenige Jahre vorher die mäßigen Marineforderungen seines Vorgängers als zu weitgehend bekämpft hatte, fiegte rasch und sicher, und was er gelegentlich noch über einen Stillstand der Rüstungen und das Verhältnis zu Deutschland sagte, verriet so wenig Ehrlichkeit, daß es nicht leicht war, auch nur das übliche Maß internationaler Höflichkeit gegenüber seinen heimatlichen komischen Zumutungen zu bewahren. Freilich rechneten die Freunde eines friedlichen Ausgleiches zwischen England und Deutschland so, daß mit einer allgemeinen Verständigung zwischen beiden Staaten über wichtige Gebiete kolonialer Betätigung auch ganz von selbst sich die Möglichkeit ergeben würde, die gegenseitigen Rüstungen abzugrenzen. Hatte doch seit dem schweren Marokkosommer die deutsch-englische Spannung ganz erheblich nachgelassen und schien doch eine Verständigung der bezeichneten Art auf dem Wege. Die Verhandlungen über ein solches Einvernehmen hielten langsam und manchmal hatte man das Gefühl, daß bei einem lebhafteren Willen zu einer Vereinbarung das Tempo weniger schwerfällig gewesen wäre. Dennoch war das Einvernehmen, dem im Frühjahr bereits der Abschluß einer deutsch-französischen Abmachung über eine Reihe vorderasiatischer Bahnen vorhergegangen war, im Anfang des Sommers fertig, und nur der Umstand, daß beide Vereinbarungen geh durch die Zustimmung der Zürkei Gültigkeit erlangen konnten, hat es verhindert, daß sie in Kraft getreten sind. Ob die Ereignisse anders gelaufen wären, wenn Englands gleiche wie zum Abschlusse gekommen wären und Gültigkeit erlangt hätten, läßt sich nicht ohne weiteres sagen. Daß aber besonders das deutsch-englische Abkommen Rußland sehr unerwünscht war, steht fest, und es ist denn auch kein Zufall, daß die im Dienste des russischen Rubels arbeitende „Times" dagegen ebenso systematisch und gehässig Stimmung machte, wie gegen die englische Erwerbung großer Oelfelder in der neutralen Zone Persiens, weil auch hierdurch die Freundschaft mit Rußland in Gefahr geriet. Unverkennbar lagen in der englischen Politik der letzten Zeit Elemente, die eine andere Orientierung vorzubereiten schienen, aber wie die Ereignisse der letzten Zuliage zeigten, hat man sie keineswegs als den Entschluß der britischen Regierung zu einem gründlichsten Systemwechsel aufzufassen, sondern lediglich als die Vorbereitung zu einer Politik, die zwei Eisen im Feuer haben und je nach Bedarf in der Lage sein wollte, das Eine oder das andere zu schmieden und demgemäß je nach den Umständen Deutschland oder Rußland — zu betrügen. Daß Grey in diesem Kriege dann doch von Anfang an Partei gegen Deutschland ergriffen hat, war lediglich in der von ihm angestellten falschen Rechnung begründet, daß England einerseits durch die Teilnahme am Kriege sein größtes Risiko auf sich nehme, daß es durch seine Teilnahme den Krieg rasch zu einem für sich günstigen Ende bringen könne und daß es auf der anderen Seite durch ein erst spätestes Eingreifen die Gelegenheit verpasse, seinen geschickten deutschen Rivalen für sich unschädlich zu machen.

Diese Politik hat Englands auf beiden Seiten offenbarte sich auch in dem Besuch, den das englische Kronenpaar Ende April in Paris abstattete. Daß man dieser Staatsvisite in London und Paris eine große Bedeutung beilegte, ergab sich schon daraus, daß zum ersten Male der Staatssekretär des Auswärtigen selbst den König nach Paris begleitete. Das konnte aber auch so verstanden werden, daß man angesichts der mit Deutschland gepflogenen Verhandlungen das Bedürfnis hatte, den Franzosen möglichst ungenfällig zu zeigen, daß an der Herzlichkeit der Entente sich nichts ändern solle. Die gleichzeitigen Kommentare der englischen Blätter, auch derjenigen konservativer Richtung, die jede Erweiterung der „Entente" zu einem Bündnis ablehnten, wurden sogar in Paris mit frostigem Erstaunen aufgenommen, wobei freilich damals schon der „Temps" glaubte, erklären zu dürfen, daß die Aeußerungen englischer radikaler Blätter gegen Abmachungen über die englische Land- und Seemacht nicht den Ansichten der Regierung entsprächen. Nüchtzdem erkennt man, daß das reaktionäre Pariser Chauvinistenblatt die Pläne der liberalen englischen Regierung besser gekannt hat als die Presse der englischen Regierungspartei, die ebenso betrogen worden ist wie das Parlament, vor dem Grey von Mßuity mit eiserner Lügnerstirn erklärten, es bestehe keine Englands Entschließungsfreiheit hindernde Abmachung mit einer anderen Macht, während Grey selbst schon im November 1912 in einem Briefe an den französischen Botschafter eine solche Abmachung geschaffen hatte. Die dritte Minister nun auch bestritt, daß von der britischen Admiralität Verhandlungen über ein Marineabkommen mit Rußland stattgefunden hätten, und die Welt hat die Wahrheit das Gegenteil war. Will für die Beurteilung dieses Mannes nichts bedeuten, aber für die Beurteilung der Gesinnung, mit der die englische Regierung die Bemühungen zur Besserung des deutsch-englischen Verhältnisses begleitete, sind diese ausschließlich gegen Deutschland gerichteten Verhandlungen ein schätzenswerter Beitrag. Wenn dieselbe Regierung in der inneren englischen Politik mit derselben Doppelzüngigkeit über die Schwierigkeiten der Homerulerlöse hinwegzukommen suchte, so gehört das zwar eigentlich in ein anderes Kapitel. Immerhin mag es für die Entschließungen des vor dem völligen Bankerott oder dem Bürgerkriege stehenden Kabinetts nicht gleichgültig gewesen sein, daß der Sprung in einen Krieg, aus dem es einen billigen Sieg zu holen dachte, die innere Katastrophe mit einem Schlage verschwinden ließ. Unterdessen gegen das mitgewordene Irgendwie hätte bei ehrlichem Willen eine starke Regierung leisten können. Dieser Regierung fehlte beides, Wille und Gleichgewicht.

Eine ähnliche Zwiespältigkeit und Zerfahrenheit zeigte die Entwicklung der Dinge in Frankreich. Wohl wußte man, daß eine chauvinistische Partei, an ihrer Spitze der Präsident Poincaré, systematisch daran arbeitete, das Bündnis mit Rußland in einer Richtung auszugestalten, die eine Verwirklichung der Politik der Revanche ermöglichen sollte. Sie hatte im vorigen Jahre trotz der offenkundigen Abneigung fast großer Teile der Bevölkerung das Dreijahrgesetz im Parlament durchgedrückt. Aber die Neuwahlen, die im April und Mai dieses Jahres stattfanden, ergaben eine ausgesprochen radikalsozialistische Mehrheit, und es schien sogar einen Augenblick, als wolle diese rüchtschlos die Folgerungen aus dem Wahlergebnis ziehen, als sie das Ministerium Ribot, das die Politik Poincarés im Reinzucht verkörperte, in der ersten Sitzung, unmittelbar nach der Verkündigung seines Programms stürzte. Es war auch nicht zu verkennen, daß die chauvinistischen Regungen im Volke im Abnehmen begriffen waren, und so konnten ehrliche Friedensfreunde jenseits und diesseits der Grenze auf eine wirkliche Besserung der Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich rechnen. Aber schon die Bildung des Kabinetts Viviani, das die militärische Streitkraft aus Rücksicht auf den russischen Bundesgenossen nicht lüte sondern umzing, zeigte, daß auch diese Mehrheit nicht Kraft genug in sich hatte, um mit der Politik der Revanche endgültig zu brechen. Zaghaft und zweideutig ließ sich diese Mehrheit von einem Ministerpräsidenten führen, dessen vermutlichster Chauvinismus sich in diesen Tagen in der Erklärung der Regierung gezeigt hat. Die Rücksicht auf das zarische Rußland, in dessen Händen die Republik welches Wachs war, bestimmte auch die innere Politik Frankreichs. Ließ sie doch selbst einen demokratischen Minister wie Doumergue davor zurückschrecken, zu Gunsten der schlecht behandelten Franzosen jüdischer Abkunft bei der Zarenregierung Vorstellungen zu erheben. Der einzige hervorragende Mann, der in Frankreich ehrlich eine Friedenspolitik wollte und auch die Kraft gehabt hätte, sie durchzuführen, wurde gerade in dem Augenblick ermordet, da seine Persönlichkeit der Kriegspolitik Poincarés gefährlich werden konnte — er starb ihm „sehr gelegen". Die französische Demokratie als war zur Führung einer klaren und entschiedenen Friedenspolitik ebenso schwach und mußte wie die von ihrer eigenen Regierung hintergangene englische.

Es ist kein Wunder, daß gegenüber diesem schwächlichen Hin- und Herschwanken zwischen friedlichen Neigungen und den kriegerischen Triebereien skrupellosester Politiker die brutale Gewaltpolitik Rußlands, die seit dem letzten Winter ganz offen auf einen Bruch mit Deutschland hinarbeitete und ihn auch militärisch mit allen Mitteln vorbereitete, das Uebergewicht hatte. Seitdem im Spätjahr 1913 Herr Kokowzow von Berlin zurückgerufen war, ohne für die russische Politik durchgesetzt zu haben, was man erhofft hatte, freie Hand in Armenien, begann ein systematischer Feldzug gegen Deutschland. Während es früher gewissen hatte, der Weg nach Konstantinopel gehe über Wien, wurde jetzt Deutschland als das Hindernis auf diesem Wege bezeichnet. Die russische Nationalisienpresse wurde gegen Deutschland losgelassen, im geheimen traf Rußland alle Vorbereitungen für einen Krieg, den man freilich sich erst in einem der folgenden Jahre dachte, und in der Budgetkommission der Duma hielt es der Minister des Auswärtigen nicht für unter seiner Würde, eine verleumderische Beschuldigung eines kadettischen Abgeordneten gegen die deutsche Politik als zutreffend zu bezeichnen, eine Entgleisung, die niemals klar dementiert worden ist. Zu den Vorbereitungen Rußlands gehörte auch der wirtschaftliche Boykott gegen deutsche und österreichische Erzeugnisse, der von mehreren Ministerien angeordnet wurde, und der russische Kriegsminister Suchomlinow erklärte in einem Artikel der Petersburger „Börsenzeitung" prahlerisch, das russische Heer sei „erzbereit" für einen Krieg mit Deutschland. Kurz, in den Wintermonaten hatte sich das Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland so schlecht gestaltet, daß Anfang April ein Leitartikel der „Frankfurter Zeitung" erklärte, es werde nun wohl bald der Zeitpunkt kommen, von dem an es „nur noch besser" werden könne. Dieser Zeitpunkt ist leider nur zu bald gekommen, und als in diese mit gefährlichen Stoffen überladene Atmosphäre die Pistolenschüsse von Sarajewo hineinknallten, erfolgte die vernichtende Explosion dieses Krieges, unter dem Europa seit fünf Monaten leidet.

Es ist hier nicht der Platz, hier nochmals die Ereignisse aufzurollen, die dem Ausbruch des Krieges unmittelbar vorhergingen und es ist auch beinahe zwecklos, immer von neuem die Beweise zu wiederholen, daß Deutschland einen Verteidigungskrieg führt, den Rußlands Streben, Oesterreich und Deutschland, seine verhaßten und unbequemen Nachbarn niederzuwerfen, im Verein mit England das dem Zeitenreich in diesem Streben von vorne herein seine Hilfe zusicherte und Frankreich, das an der Revanchepolitik Rußlands mitbeteiligt ist. Man hat uns plötzlich vorgerechnen gesucht, daß es für uns ein aussichtsloses Unterfangen sei, sich gegen die Uebermacht der Entente zu wehren. Wir haben uns keinen Augenblick gefürchtet und sind unserer Sache sicher gewesen. Unsere Zuversicht, die wir aus der Gerechtigkeit unserer Sache und unserem Vertrauen auf die in den Dingen wirkende Vernunft herleiteten, hat uns nicht betrogen. Was ist heute aus den Prahlereien des russischen Kriegsministers, der uns erklärte, Rußland sei gewohnt, seine Kriege auf feindlichem Boden zu führen, was ist aus den großen Worten der französischen und englischen Zeitungsstrategen, was aus den widerwärtigen Drohungen ihrer schuldbeladenen Minister geworden? Stehen wir nicht überall auf feindlichem Boden? Haben wir nicht den Krieg von unseren Grenzen, bis auf Ostpreußen und Oberelsaß, ferngehalten, und stehen uns nicht noch fast unzählbare Scharen tapferer Männer zur Verfügung, während die feindlichen Reihen erschöpft matter und lichter werden? Mit einem frohen Gefühl können wir in das neue Jahr hinübergehen. Die Offensivkraft der Feinde ist erschöpft, die unsere wird jetzt erst recht anfahen. Denn nun wird erst der Teil des Krieges beginnen, der uns das bringen muß, was wir brauchen, um die Kräfte unseres Volkes in friedlicher und ungestörter Kulturarbeit betätigen zu können. Die Sicherung unseres Vaterlandes gegen die Angriffe neidischer Nachbarn, die politische Neugestaltung Europas und den dauernden Schutz des europäischen Friedens. Wir sind auf diese Wege dazu, darum Heil dem neuen Jahre, dem Jahre des Sieges und des Friedens!

Die Gesamtbeute in Polen.

Bisher 136,000 Gefangene.

Berlin, 31. Dezbr. (W. B. Nichtamtlich.) **Aus dem Großen Hauptquartier erfahren wir, daß unsere in Polen kämpfenden Truppen bei der an die Kämpfe bei Lodz und Lowicz anschließenden Verfolgung über 56 000 Gefangene gemacht und viele Geschütze und Maschinengewehre erbeutet haben. Die Gesamtbeute unserer am 11. November in Polen einsetzenden Offensive ist somit auf 136 000 Gefangene, über 100 Geschütze und über 300 Maschinengewehre gestiegen.**

Die Kämpfe in den Karpathen.

b Budapest, 30. Dezbr., 5 Nm. (Priv.-Tel., Ctr. Frkft.) Unsere Truppen haben gegen die bei Dekorenczoe im Maramaroser Komitat auf der Linie Szapolo-Lozanfka und Sztribanya in verschanzten Stellungen befindlichen russischen Abteilungen die allgemeine heftige Offensive ergriffen, an der sich Artillerie und Infanterie beteiligt. Die Russen verteidigen in zäher Weise diese Position, da eine Niederlage ihren Rückzug bis zum Toronjo-Fluß zur Folge haben müßte. Mehrere Geschosse gingen in Oekorenczoe nieder, ohne jedoch dort größeren Schaden anzurichten.

Weihnachten im Felde.

Heiliger Abend in Frankreich.

Ein kleines Dorf irgendwo in Frankreich mit einem kleinen Chateau; dort liegt nahe hinter unseren Stellungen das Generalkommando eines sächsischen Reserve-Korps, das sein tapferer Führer, General von K. schon so oftmals zum Siege geführt hat. Lange liegt es schon ruhig in seinem Dampfer an dieser Stelle gegenüber und noch niemals hat es ihn auch nur einen Fuß breit einmal besetzten Boden überlassen.

Es ist Heiliger Abend. Ein schöner klarer Wintertag, der erste seit langer Zeit. Dumpf dröhnt der Kanonendonner; heftig sich überstürzend folgen sich die Schläge; heiser Maschinengewehr ist ein heftiger Artilleriekampf im Gange. Ihr hier Uhr nachmittags versammeln wir uns zum Kirchgang. Ein schmucklos Kirchlein mit einem sehr schönen Altbild der Madonna d'Arc, die vor der Jungfrau Maria kniet. Während wir dort ziehen, erscheinen hoch am Himmel zwei Wölkchen. Ein Flieger wird beschossen, anschließend ist es ein französisches Flugzeug, das unsere Linien überfliegt, höher und höher steigt, wir folgen die weißen Wölkchen. Aber er kommt durch und jetzt nähert er sich uns mit voller Geschwindigkeit. Ist es ein Franzose, dann bekommen wir sicher einige Bomben mit ab. Doch jetzt wendet er wieder seitlich und unseren Kirchlein vorbei zieht er nordwärts. Wer war es nun, Freund oder Feind? Wir folgen seinem Fluge bis er am Horizont entschwindet.

Der Gottesdienst beginnt. Der Feldgeistliche, ein noch junger und sehr gewandter mit flinken energischen Zügen, spricht hochaufgerichtet vor uns. Auf den Bänken die Mannschaften, vorn die Offiziere. Ueberwiegend Männer in der Vollkraft ihrer Jahre, scharfe Gesichtslinien, durch die die Spuren mitgemachter Kämpfe unter ausgestandenen Strapazen gehärtet. Die Uniformen von Wind und Wetter gebleicht, erinnern in nichts an den Kleinkrieg der Garnison. Aber das Eiserne Kreuz und manch sächsisches Ehrenzeichen beweisen, wie diese Feldgrauen ihre Pflicht getan haben. Die Predigt beginnt, kurz, schmucklos, aber zu Herzen gehend, und als der Pfarrer von den Lieben in der Heimat und den Freunden, auch Kameraden spricht, die nun nicht mehr die Lichter dieses Christbaumes sehen können, da rollt unendlich deutsches Leben in uns, Feldpostpakete, Briefe, Weihnachtslieder, Erinnerungen an die frohe Kinderzeit, füllen hell durch den Raum. Auch einige französische Frauen haben sich eingefunden, die eine, ein Kind auf dem Arme, zeigt ihrem Liebling die ihr bis dahin unbekannten Christbäume. Dumpf rollt der Kanonendonner fernher und bildet eine eigenartige Begleitung zu dem Orgelspiel. Kammersänger Poot, jetzt Unteroffizier bei der Fernsprechtruppe, singt Solo. Voll und klar tönt seine Stimme durch den Raum und ergreifen lauschen alle seinem herrlichen Gesang. Der Segen wird gesprochen und unwillkürlich neigt jeder sein Haupt tiefer. Wie stehen im Kriege jeder keiner von uns weiß, wie bald ihn eine Kugel treffen kann.

Der Gottesdienst ist zu Ende und alles strömt aus der Kirche. Wir gehen zu den Bescherungen, zuerst zum Feldpostamt, dann zum Korps. Ein wunderbar geschmückter Raum, alles grün von Tannenzweigen und beschneiten Christbäumen. Berge von Liebesgaben! Ich habe gestaunt, als ich das alles sah. Die braven Sachsen hatten für ihre Leute im Felde wirklich gut gesorgt. Ein Prolog, einige lebende in tiefsinnigem Inhalts und dann zum Schluß ein Scherzbild „Liebesgaben", in dem sich ein von der Wache heimkehrender Krieger seiner aus Liebesgabenbeschlüssen bestehenden Ausrüstung, sechs Paar wollener Strümpfe, zwei wollene Westen, drei wollener Hemden, sechs Paar Pulswärmer, drei Halsschals und zwei abgeschossener unter schallendem Gelächter entledigte. Es ist aber tatsächlich so: unsere Leute sind, Gott sei Dank, auch für die strengste Winterkälte mehr als überreichlich mit Wollsachen ausgestattet. Dann kam die Bescherung. Manchbares der verschiedensten Art, Christstollen, Wollsachen, Pfeifen, elektrische Taschenlampen, kurz alles, was der Soldat im Felde brauchen kann, war in reichlichen Mengen vorhanden. Und dabei selbst wieder holte sich bei jeder weiteren Bescherung. Wohl mancher der hier im Felde Stehenden hat schon schmerzlich Weihnachten gehabt als das Weihnachtsfest 1914. Man hat dabei, auch überall, unsere Leute und die Kameraden ganz herzlich ausgezeichnet. Am Abend war ich dann Gast des Kommandeurs der Pioniere, des Majors F. und dessen Ehegemeinschaft, wo es sehr nett und gemütlich zuging. Französische Kinder wurden hereingeholt, damit sie den Zauber des Christbaums betrachten konnten. Reich beschenkt gingen sie von dannen. Spät abends erlöste dann auch das Summen eines Motors. Ein französischer Flieger suchte den Weihnachtsfrieden und kamen in recht unfreundlicher Weise einige Bomben hinab, glücklicherweise ohne größeren Schaden anzurichten. Im übrigen verhielt sich der Feind ruhig.

Ein klarer Wintermorgen brach an. Ein richtiger schöner Feiertag. Ich mußte weiter aus dem Quartier in den Stab des sächsischen Korps zu einer Division, die im Vorrückungsmarsch des Kampfes lag, zu den Abeinfahrern.

Walter Oertel, Kriegsberichterstatter.

Weihnachtsgruß.

Einer Schwadron gehalten.*)

Kameraden!

Jenseits dem Feind, nahe vor uns, und den Angehörigen und Freunden, weit hinter uns, sieht heute unser Weihnachtsbaum. Mit seinen Lichtern, mit den Gaben im Umkreis seines Scheines blinkt er uns heimatlich an, und steht doch in der Fremde. Und während wir das heiligste Fest des Friedens auf Erden feiern, stehen wir im Kriege.

Das sind Gegensätze seltsamer Art, und unsere Empfindungen sind durch sie seltsam geteilt. Es wird uns schwer und muß uns schwer werden, über dem Weihnachten, das sich mit tausend Zeichen der Liebe und des Gedenkens an uns drängt, zu vergessen, daß dies alles im Widerstreit ist mit dem, was eigentlich um uns vorgeht, mit Kampf und Tod, mit Schmerz und Leid, mit Brand und Not. Es soll und muß uns schwer fallen, wenn unsere wir nicht ganz gedankenlose Wesen sind, den großen heiligen Frieden und den großen heiligen Krieg, von denen niemand sagen mag, welcher von beiden größer ist, zugleich zu erleben und in unserm Innern zu vereinen. Aber vor dem Frieden hat auch immer der Kampf gestanden. Gelöst unter diesen Herzen wollen wir Krieger bleiben. Sie verlöschen schnell, und das ungeheure Wetterleuchten des Krieges tritt an Stelle ihres sanften Scheines. In jenem andern, wilderen Lichte werden wir, müssen wir liegen. Das Friede auf Erden, das werden wir machen, das werden die Deutschen machen. Es walte Gott! Deutschland soll leben, das ist unser Weihnachtsgruß. Deutschland soll leben! Hurra!

*) Von einem Frankfurter Postoffizier, der an der Westfront steht.

Ein Weihnachtsbrief.

Ein in Frankfurt wirkender Pädagoge stellt uns folgendes Brief zur Verfügung, den sein im Westen vor dem Feind stehender Sohn zu Weihnachten geschrieben hat:

„Liebe Eltern!

Nun haben wir das Weihnachtsfest gefeiert, fern von Euch und doch so nahe in Gedanken und Empfinden. Wir aber dem strahlenden Lichterbaum aus der Heimat. Und doch war es so schön, wie man es sich vorher hat nie denken können, so schön im innern Erleben, weil man sich so voll bewußt wurde, was jedes schöne Weihnachtsfest für uns bedeutet. Eine Bedeutung für uns erinnerte aus der Erinnerung unserer Kindheitslage bei Euch im Elternhause. Was für uns früher schöne Feiertage waren, das sind für uns Tage Deutschen Bestehens, deutschen Empfindens geworden. Hätten wir diese Weihnachtsfeier nicht gehabt, die unseren Glauben; würde die Welt das deutsche Volk mit seiner deutschen Weihnacht verlieren, sie würde ärmer; nicht allein als christliches Fest, sondern als Anfang unseres Wesens strahlt die Weihnacht in alle Welt hinaus, der Welt zur Freude und der Welt zum Frieden.

Von geheimnisvoller Kraft erfüllt, erfüllte plötzlich hoch über unserem Berge, den unser Schützengraben halb umfreist, unser Weihnachtsbaum. Wie vom Himmel gefallen, wie ein Wunder, wie ein Märchen strahlte unser Baum über unsern Köpfen so übermütiglich schön, wie man es nie gedacht. Und aus dieser Erde erschollen, unzählig in Weisen sich fortpflanzend den Schützengraben zu Schützengraben, das alte deutsche Lied „Nun Himmel hoch, da komm' ich her, ich bring' Euch gute, neue Mär" und das Lied von der stillen heiligen Nacht. Und es war eine stille, heilige Nacht: Weithin leuchtete unser Weihnachtsbaum, hinein in die französischen Lande, wie eine Verheißung erstrahlte sein Licht hinüber, lodgelöst von allem Irdischen. Kein Geschoß fiel, kein Mord erhöhte drüben beim Feinde. — Das war unser Weihnachten, das wohl keiner in seinem Leben je vergessen wird. Das ist keine neue Bedeutung aus diesem Kriege, die wir alle aus diesem Kriege mit hinüber nehmen: der Glaube an das deutsches Wesens Allgewalt.

Nun wünsche ich Euch allen zum neuen Jahre alles Gute; möge es dem deutschen Volke das bringen, wofür es an äußerer Macht und innerer Kraft für die Zukunft bedarf."

Kleines Feuilleton.

— **[Zusammenhang.]** Unter dem Titel „Musik des Einsamen" hat Hermann Hesse ein neues Gedichtbuch (bei Eugen Salzer, Heilbronn) erschienen. Wir finden darin u. a. ein Sonett

Zusammenhang.

Aus lang verschwundenen Völker Liedern her
Klingt oft ein Ton verwandt uns ins da Herz,
Daß wir betroffen sind mit halbem Schmerz
Hinüber lauschen, ob dort Heimat wär.

So auch ist unires Herzschlags Ab und Auf
In seinem Sinne gehuscht ans Herz der Welt,
Das unterm Schleier Ewigkeit zerschellt
Im Einklang mit der Sonne und Sterne Lauf.

Und unserer wildesten Wünsche trübe Flut
Und unserer frechsten Träume Fieberbrand
Ist Gott vom Urgeist, der noch nie gerührt.

So geht wir, unsre Fackeln in der Hand,
Gezaumt, gerüstet von uralt heiliger Glut
Und ewig neuen Sonnen zugewandt.

— **[Das Einkinn im Schützengraben.]** Aus Göttingen wird folgendes von einem Feldzuge erzählt: Eins wird vielen Göttinger Studenten im Feldzugsleben zur „Unmöglichkeit" — das Aebeiten nämlich! Der Krieg aber andert vieles und — so furios es klingen mag — auch die Aeßeiten-Unlust der lustigen Erbsen Studenten. Der Urfuchs, sagt dies jetzt Kipp und Kar. Es flatterte nämlich einem Göttinger Wirt von seinem Mieter, einem „angejahrten" Semester, nachstehende eingangsartige Karte aus dem Kriegsfeld: „Da wir hier im Schützengraben so viel zu arbeiten noch viel lange liegen und ich infolgedessen genug fest zum Arbeiten habe, so möchte ich Sie bitten, mir umgehend folgende Dere

Der heutige Tagesbericht.

Französische Angriffe abgewiesen. Weitere Fortschritte im Osten.

Großes Hauptquartier, 31. Dezbr., vorm. (W. B. Amtlich.) Westlicher Kriegsschauplatz: An der Küste war im allgemeinen Ruhe. Der Feind legte sein Artilleriefeuer auf Westende-Bad, zerstörte einen Teil der Häuser ohne militärischen Schaden anzurichten. In der von uns gesprengten Alger Auberge Ferme, südöstlich Reims, wurde eine ganze französische Kompanie vernichtet. Starke französische Angriffe nördlich des Lagers von Châlons wurden überall abgewiesen.

Im westlichen Teil der Argonnen gewinnen unsere Truppen unter Fortnahme mehrerer hintereinander liegender Gräben und Gefangennahme von über 250 Franzosen erheblich Boden. In der Gegend Flirey nördlich Toul scheiterten französische Angriffsversuche. In Oberelsaß in der Gegend westlich Sennheim brachen sämtliche Angriffe der Franzosen in unserem Feuer zusammen. Systematisch schossen sie Haus für Haus des von uns besetzten Dorfes Steinbach in Trümmer. Unsere Verluste sind aber gering.

Östlicher Kriegsschauplatz.

Lage in Ostpreußen und in Polen nördlich der Weichsel unverändert.

An und östlich der Bzura dauern die Kämpfe fort. In der Gegend von Rawa machte unsere Offensive Fortschritte. Auf dem Ostufer der Pilica ist die Lage unverändert.

Oberste Heeresleitung.

Das Problem der japanischen Intervention.

† Genf, 31. Dezbr. (Priv.-Tel. Ctr. Frkft.) Ueber eine etwaige Intervention Japans wird heute dem „Genfer Journal" von informierter Seite aus Paris gemeldet: Man habe tatsächlich geglaubt, daß die Schwierigkeiten, die sich einer Entsendung einer japanischen Armee nach Europa entgegensetzten, hauptsächlich kolonialer Natur seien. Japan, so versicherte man, fordere Indochina, und es müsse anerkannt werden, daß viele vernünftige Köpfe erstaunt gewesen seien, daß man auch nur eine Minute zögern könnte, ihm in dieser Weise Genugtuung zu geben. Die Wahrheit gehe aber weiter. Zunächst sei die Entsendung einer japanischen Armee von 400 000 Mann eine schwere finanzielle Operation, die man auf etwa 5 Milliarden veranschlagt. Da die finanzielle Lage Japans nicht glänzend sei, müßten ihm die Verbündeten dieses Geld besorgen. Wenn Japan einerseits auch nicht auf der Abtretung Indochinas bestehe, so wünsche es andererseits doch, alle Vergünstigungen zu erlangen, die es ihm ermöglichen, seine Kolonialmacht auszudehnen. Das Problem sei nicht unlösbar, und man sei sogar überzeugt, daß die Stunde der japanischen Intervention bald schlagen werde. Jedoch würde das Problem eine ganz unvorhergesehene Ausdehnung bekommen, indem es nämlich nicht mehr von Frankreich und seinen Verbündeten allein abhänge, ihm eine ihren Absichten entsprechende Lösung zu geben, sondern daß andere Mächte, und darunter nicht die geringsten unter den Neutralen, befragt werden müßten.

Der Krieg im Orient.

Die Australier in Aegypten.

a Kopenhagen, 30. Dezbr. (Priv.-Tel. Ctr. Frkft.) „Politiken" erfährt aus Kairo, die Ankunft australischer Truppen wurde mit Begeisterung begrüßt. Die australischen Offiziere, die während der ersten Tage ihres Aufenthalts in Kairo in der Mil-Kaserne wohnten, erklärten, daß sie alle hocherfreut seien, am Kriege teilnehmen zu dürfen. Die Truppen sind vorzüglich ausgerüstet, sie tragen graugrüne Khakiuniformen und Schlapphüte. Sie haben jetzt einen Lagerplatz bei den Pyramiden. Ursprünglich war bestimmt, daß das ganze Hilfskorps von 20 000 Mann an der europäischen Front kämpfen sollte; wegen des türkischen Kriegs sollen sie aber nunmehr zunächst in Aegypten bleiben.

Die „Seeherrschaft".

c Berlin, 31. Dezbr. Nach einer Meldung des „Amsterdamer Courant" sind im Monat Dezember 16 englische Handelsschiffe auf der Fahrt von der Südsee und an der amerikanischen Küste als überfällig gemeldet worden. Es besteht die Annahme, daß sie von feindlichen Hilfskreuzern in den Grund gebohrt wurden.

Der Krieg gegen Rußland.

Eine Unterredung mit Hindenburg.

o Mailand, 30. Dezbr. (Priv.-Tel. Ctr. Frkft.) Nach London wird aus New York eine Unterredung telegraphiert, die der Korrespondent der „Sun" mit Hindenburg gehabt haben will. Dieser habe gesagt, es sei vorellig, zu sagen, die Russen seien vollständig geschlagen und desorganisiert, da sie fortführen, sehr tapfer zu kämpfen. Rußland besitze ungeheure Menschenreserven. Seine Heere hätten trotz Mangels des Bahnsystems häufig schnelle Bewegungen ausgeführt. Er schätze die russische Stärke auf 40 Korps und hoffe, ihr numerisches Uebergewicht durch bessere Bahnverhältnisse auszugleichen.

Nachdem erst jüngst ein angebliches amerikanisches Interview mit Kitchener dementiert wurde, bleibt abzuwarten, ob diese Unterredung mit Hindenburg sich als echt erweist.

Russische „Requisitionen".

Kopenhagen, 30. Dezbr. (W. B. Nichtamtlich.) Die Petersburger Telegraphen-Agentur berichtet aus Wilna, daß dort einige hundert landwirtschaftliche Maschinen und Geräte eintrafen, welche auf deutschem Gebiet requiriert (!) wurden. (Notiz des W. T. B.: Mit dieser Requisition wird es sich ebenso verhalten, wie mit der Wegnahme der kostbaren Bilderbestände des Ossolinski-Museums in Lemberg, die kürzlich nach Petersburg gebracht wurden.)

Die Kämpfe im Westen.

Die französischen Kriegsberichte.

† Paris, 30. Dezbr. (Priv.-Tel. Indir. Ctr. Frkft.) Die heute (Mittwoch) ausgegebenen Kriegsberichte lauten:

Um 3 Uhr 30 nachm.: In Belgien haben wir in der Gegend von Nieuport gegenüber den Polden im Norden von Lombardzyde etwas an Boden gewonnen. Der Feind hat St. Georges heftig beschossen. Wir haben es in Verteidigungszustand versetzt. Wir haben einen deutschen Stützpunkt im Südosten von Zonnebeke an der Straße von Becelaere nach Paschendale genommen. Von der Lys bis zur Oise ist nichts zu melden. Im Aisnetale und in der Champagne hat der Feind eine wechselnde Tätigkeit gezeigt, die sich namentlich in einer heftigen Beschießung äußerte, auf welche unsere Artillerie wirksam antwortete. In den Argonnen sind wir leicht fortgeschritten in der Gegend des Four de Paris. Zwischen den Argonnen, der Mosel auf der ganzen Front war eine heftige Kanonade besonders auf den Maashöhen. In den Vogesen hat der Feind einen Angriff auf die Dele de Faux ausgeführt, der zurückgeschlagen wurde. Im Oberelsaß haben wir unsere Stellungen gefestigt. Die schwere Artillerie hat die deutschen Haubitzen welche Oberaspach beschossen, zum Schweigen gebracht.

Um 11 Uhr abends: Man meldet keinen wichtigen Zwischenfall, außer einigen Beschießungen in der Gegend von Arras und auf den Maashöhen, sowie Fortschritte in der Champagne, die „ziemlich bemerkenswert zu sein scheinen". Das schlechte Wetter dauert an auf dem größten Teil der Front.

Der Tod Bruno Garibaldis.

M Rom, 30. Dezbr., 9 N. (Priv.-Tel., Ctr. Frkft.) Der Tod des Enkels Garibaldis unter den französischen Fahnen ruft in ganz Italien lebhafte Teilnahme hervor. Die franzosenfreundliche Presse sucht aus diesen natürlichen Gefühlen Kapital zu schlagen und wird darin verständnisvoll von den französischen Behörden unterstützt. General Joffre sandte der Familie Garibaldi ein Telegramm und Botschafter Barrère kondolierte persönlich. Die „Agenzia Stefani" veröffentlicht eine amtliche, von deutscher Seite bisher nicht kontrollierte Darstellung des Gefechtes, in dem Garibaldi fiel.

In diesem Augenblick sind wohl viele geneigt, die schlechten Erfahrungen zu vergessen, welche die italienischen Freiwilligen in Frankreich gemacht haben, aber es ist unzweifelhaft, daß die Mehrzahl der erwachsenen Italiener bei ruhiger Ueberlegung etwa so denkt, wie dies „Concordia" heute Abend ausdrückt: „Wir bedauern das Ende dieses tapferen Sprossen Garibaldis, der in den französischen Reihen gegen unsere deutschen Freunde kämpfte, aber bedauern anderseits den Irrtum, der soviele italienische Jünglinge verführte, für eine Sache zu kämpfen, die nicht die Sache ihres Vaterlandes ist. Wir haben daran erinnert, wie Garibaldi am Ende seines Lebens von den Deutschen und Franzosen dachte. Die Erfahrung des Großvaters hülfe auch die Enkel belehren können."

Kapitän Müller.

a Kopenhagen, 30. Dezbr. (Priv.-Tel., Ctr. Frkft.) Kapitän Müller, der Führer des Kreuzers „Emden", kam als Kriegsgefangener in Kairo an und wurde nach Alexandria weiter geführt, von wo er nach London gebracht werden soll.

Vom polnischen Kriegsschauplatz.

Von unserem Berichterstatter bei der Ostarmee.

In den Schützengräben.

Lodz, im Dezember.

Wir fuhren von dem kleinen Städtchen Süd-Polens hinaus zu den Stellungen unserer Truppen. In einer kleinen Siedelung hatte man das Hauptlagarett der Division eingerichtet. Hier lagen in einem kleinen Bauernstübchen und auf Stroh und Decken, aber doch in behaglicher Wärme und unter sorgsamster Pflege die Verwundeten; solche darunter, die man ihrer Lungenschüsse wegen einige Tage nicht transportierte, weil die Ruhe hier der beste Arzt ist. Gegenüber lag unter schattenspendenden Bäumen ein kleiner Friedhof. Eine Bretterpforte war über dem Eingang errichtet und auf schwarzem Grunde las man die sauberen weißen Buchstaben: „Ich hatt' einen Kameraden . . ." Wohl ein Dutzend Gräber und Holzkreuze gab es da zwischen Büschen und großen Steinen.

Nicht weit davon gab es Leben. Da sind die Pferdeunterstände für eine Artillerie-Stellung. Man hat mitten im Walde einen Bretterzaun um eine Anzahl Bäume gezogen und das Innere des Platzes kahl geschlagen. Die Kronen der abgeschlagenen Bäume hat man um den Bretterzaun herum geteilt, ein richtiges Baumdach gebaut und so sind Pferdestallungen erstanden, in denen das Zusammenstehen von 100 oder 150 Pferden eine ganz behagliche Temperatur trotz der Kälte draußen sichert. Nur gegen Schnee und Regen ist dieser Unterstand nicht stürzig genug und so ist man dabei, neue große Unterstände vollkommen unter die Erde zu bauen. In solchen Unterständen, in Erdlöchern, leben ja auch die Mannschaften, die vorn an der Front stehen. Wir sind einige Tage darin herumgekrochen. Es waren Gräber darunter, die aus lockerem Ackergrunde aufgeworfen waren und die mit ihren Flankenschutzeinbauten und Unterständen richtigen Maulwurfsarbeiten glichen. Es gab aber auch andere, die man auf freiliegender Höhe im Schutze der Nacht ausbauen mußte, und die durch steinigen Boden führten. Da war es schon die Arbeit von reinen Grabenarbeitern, die Gräben auszuheben und es gehörte erst recht die gelernte Kunst dazu, die Unterstände diesem Boden unter dem dauernden Feuer des Feindes abzuringen. Es gab wahre Kunstwerke von Unterständen darunter. Die einen machen nur ein großes Loch, einen rechteckigen Raum, der zu beiden Seiten zum Schlafen dient und in der Mitte tiefer ausgehoben wird, damit man auch einmal sitzen kann, um die Beine auszustrecken. Das ist jedoch die Ausnahme. Meistens gibt es da „Komfort", so einen aus Ziegelsteinen gebauten Kochherd; zwei Baumstämme werden in der Mitte gespalten und in 4 Schnittflächen zu einem Kamin zurecht gezimmert. Es gibt Offiziersunterstände, die sogar verschließbare Türen und Fenster aus dem nächsten Orte requiriert haben, und in denen Schlaf- und Wohnzimmer sauber getrennt sind. Auch Einrichtungen von Oberlicht trifft man, Zugvorhänge aus Segeltuch, Gardinen, ja in einer Stellung sogar ein Ledersofa und zwei Lederstühle. Daß die Gewehrauflagen und technischen Vorrichtungen famos sind, versteht sich von selbst. So entsteht da eine richtige unterirdische Stadt mit vielen Haupt- und Verbindungsstraßen, die der Soldatenhumor rasch mit Namen taust und die eine Orientierungsmöglichkeit bieten. Die Bauern werden sich noch dem Kriege wundern, was aus ihren Feldern geworden ist, und große Augen machen, wenn sie sehen, wie da zum Teil wirkliche Grubenarbeiter sachverständige Teufungen und Abstützungen vornahmen, wie man mit Holzbrettern gedeckte unterirdische Stuben baute, mit modernen Lüftungsanlagen.

Haben die Mannschaften erst Mundharmonikas, deren Versendung als Liebesgabe man nicht genug empfehlen kann, so geht es da oft lustig zu; trotz aller Wahrung der Disziplin bildet sich ein famoser Ton zwischen Vorgesetzten und Untergebenen heraus, und die gegenseitige Sorge um das größtmögliche Wohlbefinden wird zur Selbstverständlichkeit. Das Leben in den Schützengräben ist im Grunde genommen, wenn man nicht Beobachtungsoffizier ist oder auf Wache steht, nicht sonderlich aufregend. Ein paar Mann stehen auf Wache. Die Gewehre liegen schußbereit in Deckung, aber die Mannschaften ruhen in den Unterständen und schlafen, die Offiziere sitzen in ihren Zimmern und lesen Zeitungen oder sogar Bücher. Nur kein Kopf darf über die Brüstung kommen, denn es gibt auch drüben Scharfschützen. Aber nächtliche Patrouillen schleichen sich immer wieder vor und bringen bis in die feindlichen Gräben, holen dort Gefangene heraus oder entfachen Brände, wagen kühne Erkundungen und bringen wertvolle Meldungen. Von einem Unteroffizier erzählte man mir, der vier Nächte hindurch jedesmal mit seinen fünf Mann auszog und von jedem Ausflug zehn bis zwanzig unverwundete Russen mitbrachte. Bei Tage heißt es freilich den Kopf ducken. Denn man liegt ja ziemlich nahe, man sieht bei klarem Wetter durch das Fernrohr oft drüben die Leute herumspazieren, und nur bei düstigem Wetter kann man einmal in 300 Meter Nähe vor dem Feind aufrecht gehen. Gegen Schrapnells schützen die Gräben im allgemeinen gut, gegen Volltreffer schwerer Artillerie gibt es überhaupt keinen Schutz im Felde. Das sind immerhin Zufallsereignisse. Aber bei Nacht und Nebel, im Morgengrauen oder bei der Abenddämmerung kommen die Angriffe und mehren sich die Gefahren. So wird dieser Stellungskrieg zu einer recht nervenanspannenden Sache, besonders wenn das Donnern der schweren Geschütze bei Tag und Nacht um die Ohren knallt. Wir haben vielfach in den Artilleriestellungen gestanden, während leichte Feldkanonen und schwere Haubitzen in Tätigkeit waren. Da kam der telephonische Befehl, dann zuckte ein Blitz aus einer kleinen Wolke, und während sich das Geschoßrohr hob und bäumte, ging ein Heulen und Sausen durch die Luft, bis dann drüben das Krachen kam, bis der Sand in einem Schützengraben bei einem Treffer aufstob und man durchs Fernrohr deutlich das Auseinanderstreben der Ueberlebenden verfolgen konnte. Niemals hatte man dabei das Gefühl, daß der Gegner auch solche feurigen Grüße zu versenden weiß. Man sah die Wirkung, richtiger das Einschlags seiner Geschosse. Granaten lagen unweit, Splitter bedeckten den Boden, ein Blindgänger lag sorgfältig durch einen kleinen Zaun geschützt am Boden — aber niemals überkam einen das Gefühl: eigentlich könnte auch dich der Zufall einmal an die Stelle treten lassen, die im nächsten Augenblick im Regen der Schrapnells stehen wird. Unheimlich allerdings muß es sein, wenn der Feind sich eingeschossen hat und die Truppe durch das beschossene Feld geht, aber Leute, die das oft mitgemacht haben, erzählten, es sei eigentlich kein Mut, das zu tun, es sei die eiserne Disziplin und die absolute Kaltblütigkeit, die jeden Feldsoldaten bald überkommen. Man lernt sogar, den Dingen ihre humorvolle Seite abzugewinnen. Mit Behagen erzählten die Leute einer vorgeschobenen Stellung von ihrem „Iwan, dem Schrecklichen", einem russischen Führer, der seine Geschütze wundervoll und unaufsindbar versteckt hatte und immer wieder unter seine Stellungen bestrich, ohne daß man seiner habhaft werden konnte. Man bewundert auch des Gegners Kühnheit und Geschick. Auch jene Jäger, die Stellungen von geradezu prachtvoller Technik ausgebaut hatten, litten unter dem „Klippenschützen", einem russischen Scharfschützen, der sich drüben in den Felsen eingenistet hatte und auf jeden Kopf, der über den Schützengräben sich zeigte, zielte. Man bestrich seinen Bau sogar mit schweren Haubitzen und man sah durchs Fernrohr deutlich die Felsen splittern. Und trotzdem harrte der Tapfere drüben aus und er galt unseren Soldaten nicht so sehr als gehaßter Feind, denn als kühner Gegner.

Auch der Schützengraben hat seine Poesie und hat seine Größe schon durch das Band der Kameradschaftlichkeit, die in ihm besonders stark gedeiht. Es waren fünf verheiratete Hallenser Landwehrleute, die sich freiwillig erboten, den Leichnam eines 16jährigen Kriegsfreiwilligen heranzuholen, der am ersten Tage in der Front bei der ersten freiwilligen Nachtpatrouille den Tod fand und dessen Grab nun an einer Waldecke zwischen den Schützengräben liegt! Es war auch ein Geheimer Regierungsrat, der seine Erfahrungen und Künste des Kochens für die Kameraden nutzbar machte und nun als Koch amtete. Derartige Fälle könnte man zu Tausenden aufzählen. Und sie werden erzählt, wenn man in die Unterstände kommt. Da hört man die Erinnerung gemeinsamer Stunden der Gefahr, hört den Heldengesang der Tapferen der Kompanie oder des Regiments. Einfach und bescheiden klingt alles. Da ist die Geschichte von der Granate, die in den Unterstand zwischen zwei beim Essen sitzende Offiziere einschlug und als Blindgänger sich mitten auf den Tisch setzte. Da ist jene andere von dem Volltreffer in die unterirdische Telephonzentrale fuhr und alles verschüttete, bis man den Major und seinen Abfutanten wunderbarerweise völlig unverletzt wieder auszuziehen. Es müßte ein Maler kommen, der die Bilder der windburchwehten Gräben für die Zukunft festhielte und ein Dichter, dessen Gesänge den kommenden Geschlechtern die Leiden und Entbehrungen, die Taten und Leistungen dieser Helden überlieferte!

Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter.

Behandlung der Gefangenen in England.

In der letzten Zeit schien die Behandlung deutscher Gefangener in England eher etwas besser geworden zu sein, obgleich noch immer darüber geklagt wird, daß Gefangene in Zelten gehalten würden und die Ernährung eine unzulängliche sei. Nun scheint man neuerdings in England — vielleicht aus Mangel an geeigneten Räumen, vielleicht auch der bequemeren Bewachung wegen — dazu überzugehen, die Kriegsgefangenen auf Schiffen zu internieren. So wird uns von Gefangenen berichtet, die bisher in dem Gefangenenlager zu Dorchester waren, die aber jetzt auf einem Schiff bei der Insel of Wigth untergebracht sind. Dort werden sie vollständig abgeschlossen gehalten, es fehlt ihnen jede Möglichkeit, sich irgendwelche Bequemlichkeiten zu verschaffen und der verfügbare Raum ist so beengt, daß körperliche Bewegung, wie die Gesundheit sie erfordert, unmöglich sein. Es scheint, als solle auf diese Weise den jüngeren Leuten der letzte Rest von Lebensmut und Widerstandskraft geraubt werden.

In England hält man sich viel zugute auf anständige Gesinnung. Diese Art von Gefangenen-Internierung erscheint aber unwürdig und wenig anständig. Gibt es niemand mehr in England, der den Grundsatz zu vertreten wagt, daß Gefangene auch noch Menschen sind?

Berlin, 30. Dezbr. (W. B. Nichtamtlich.) Geheimrat Clemen in Bonn, der Vorsitzende des Denkmalverbandes der Rheinprovinz, hat im Auftrage der Obersten Heeresleitung das Etappengebiet und das Operationsgebiet nahe der französischen Front bereist, um den Zustand der dortigen Kunstdenkmäler festzustellen. Er hat hierüber einen ersten vorläufigen Bericht erstattet, den die „Nordd. Allgem. Ztg." zum Abdruck bringt.

Bücher zu senden: 1) Hollmann: Organische Chemie, 2) Ein anorganisches Buch, 3) Sommel: Physik". — Der Wirt hat natürlich dem seltenen Wunsche schleunigst Folge geleistet, denn er wußte, daß Arbeitsluft nicht allzuoft bei seinen Mietern zu Hause war.

= **[Die lustigen Wiener Dragoner.]** Das „Neue Wiener Tagblatt" veröffentlicht nach Feldpostbriefen eines Offiziers folgende lustige Episoden aus den Kämpfen eines Wiener Dragonerregiments gegen die Russen.

Das Regiment lag in Schützengräben. Die Ankunft der Menage war angesagt, jeder Mann hatte seine Menageschale vorbereitet. In die knapp neben einem Dragoner liegende Schale schlägt ein russisches Geschoß ein und bleibt, etwas plattgedrückt darin liegen. Der Mann wendet sich gelassen zu seinem Kommandanten und sagt: „Herr Oberleutnant, die Bohne san schon drinn, ist fehlt nus no' die Milli, und s Frühstück is fertig!"

Ein andresmal bekam eine zum Feuergefecht abgesessene Eskadron den Befehl, eine russische Stellung im Sturm zu nehmen. Als der Sturm angesetzt wird, prasselt ein Geschoßhagel aus einem feindlichen Maschinengewehr auf die Mannschaft nieder, die deshalb in ihre Deckung zurück muß. Aber einem Mann paßt dies gar nicht; mit den Worten: „I brauch ja an zum Stiefelputzen!" dringt er bis in die russischen Reihen und kehrt wohlbehalten mit einem Gefangenen, der nun sein erwünschter „Stiefelputzer" ist, zurück.

Einem Dragoner wurde der Daumen der rechten Hand von einem Schrapnellstück abgerissen. Er betrachtet nachdenklich seine Hand, wendet sich zu seinen Kameraden und meint: „Servus, meine Herren, i geh jetzt. Ich bin Trompetenkonkurrent, da scheint mir das gar net. Mit der linken Hand kann ich no zwicken!"

Das Regiment rastet hinter einem Walde und kocht ab. Plötzlich bekommt es Schrapnellfeuer. Da sagt ein Dragoner, seine Portion Fleisch ruhig weiter verbeisend: „Sterben tu i ja gern, da liegt mir gar nix dran, aber ang'essen will i dazu sein!"

= **[Die englischen Universitäten im Krieg.]** „Die englischen Universitäten," so schreibt die „Daily News", „haben die Verpflichtung, zu beweisen, daß sie ein wesentlicher Bestandteil der Nation sind." Dennoch zeigt sich, daß ihr Anteil an diesem Kriege, verglichen mit den deutschen Hochschulen, viel geringer ist. Oxford und Cambridge haben etwa je 1500 Studenten in Waffen; in geringerer Zahl sind die schottischen Studenten zu den Fahnen geeilt; Edinburg zum Beispiel, die größte der vier Universitäten Schottlands, schickte 600 junge Leute auf den Kontinent. Einige Professoren und Verwaltungsbeamte haben bereits in Flandern den Tod gefunden. Der Rektor der Universität Aberdeen, der Orientalist George Adam Smith, hat sich durch seine begeisterten Aussprüchen an seine Schüler berühmt gemacht. — Als eine ziemliche Last werden die Kriegsjahre aus den verschiedenen Staaten empfunden; so sind Oxford und Cambridge voll von belgischen und französischen Studenten, die ihre Studien in England fortsetzen. In Cambridge hatte man ursprünglich daran gedacht, die gesamte Universität Löwen, Lehrer und Schüler, in die bestehende Korporation aufzunehmen — ein Vorschlag, der aber nicht ausgeführt wurde. Doch sind augenblicklich dort immerhin sieben Löwener Professoren, zwei aus Gent und einer aus Lille, die mit ihren belgischen und französischen Schülern eine philosophische, eine juristische und eine technische Fakultät gebildet haben.

Dr [Frei werdende Autoren.] Am 1. Januar 1915 werden die Werke derjenigen Dichter und Komponisten frei, die im Jahre 1884 gestorben sind. Es finden sich darunter drei bis hier bekannte Namen. Da ist zunächst Emanuel Geibel, von dessen Bühnenwerken man zwar bei der kommenden Tantiemenfreiheit kaum Nutzen ziehen wird, dessen Kunst aber in der Gegenwart wieder einiges Leben gewonnen hat. Dagegen wird die Tantiemenfreiheit vielleicht Heinrich Laube wieder zu einigen Aufführungen bringen, der auch zu den Toten des Jahres 1884 gehört. Mindestens seine „Karlsschüler" dürften da und dort hervorgezogen werden. Eine wirkliche Wiedererweckung ist aber für den böhmischen Opernkomponisten Friedrich Smetana zu erwarten. Seine „Verkaufte Braut" ist ja schon bisher viel gegeben worden. Schließlich wird auch Karl August Görner tantiemenfrei, der Autor der vielgespielten Kinderweihnachtsmärchen „Aschenbrödel", „Schneewittchen", „Dornröschen", „Rübezahl" usw. Er war von jeher für die Direktoren eine „Goldgrube" und wird es nun erst recht sein.

= **[Münchener Musik.]** Man schreibt uns aus München: Es ist immer interessant, Bruno Walter, den Generalmusikus unserer Oper, als Dirigenten im Konzertsaal zu beobachten. Auch das vierte Abonnementskonzert der „Musikalischen Akademie" erhielt durch ihn sein neues persönliches Gepräge. Wenn auch hier wie überall die Programme in diesem Winter reichlich konservativ gehalten sind, weiß Herr Walter doch mit Geschick einzelne Neuheiten einzuschieben. Dieses Mal war es Karl Bleyles „Legende", die er aus der Taufe hob, ein schwermutsvolles Stimmungsbild für Orchester, klangschön und wirkungsvoll instrumentiert, aber leider in der zweiten Hälfte zu sehr auseinandergerissen, um bereitgend zu wirken. Merkwürdig, wie bald diese Art Musik, die sich nur auf kontrastierende Elemente stützt und an jeder Stelle zum Schluß kommen könnte, in der schroffen Gegenwart ermüdet. Walter war ihr jedenfalls ein vorzüglicher Interpret; er besitzt einen so ausgeprägt dramatischen Instinkt, daß er auch im Konzertsaal alle Musik zunächst dramatisch zu beleben und zu bewegen sucht. Das kommt naturgemäß der modernen Musik zu Gute, und wenn auf der anderen Seite manche Tempi der Brahmsschen C-moll-Sinfonie, die den Schluß des Programms bildete, als verfehlt bezeichnet werden müssen, so lassen sich doch ein großer Zug und ein das ganze feurig belebender Schwung nicht leugnen, den Schluß des letzten Satzes habe ich nie hinreißender gehört. Es waren Brahms' Bucht und Breite, dafür sind schon Walters Bewegungen zu herrlich. Ganz ausgezeichnet war die Begleitung von Schumanns Klavierkonzert in a-moll. Arthur Schnabel spielte das Konzert vortrefflich. Sinfonie und Konzert erregten begeisterten Beifall. In Mendelssohns Hebridenouvertüre neigte Walter etwas zu Uebertreibung; einiges mit fast martialischer Kraft, anderes mit weicher Zärtlichkeit, — aber alles voll Wohlklang. — Zu Neuaufführungen hat sich unsere Oper diesen Winter noch nicht entschließen können, wohl aber sind einzelne sehr erfreuliche Neueinstudierungen zu verzeichnen, besonders die von Cornelius' „Barbier von Bagdad", den Herr Bender mit ganz köstlichem Humor zu zeichnen wußte, und die von Nicolais einzig jungen „Lustigen Weibern von Windsor", das vor dem Kriege bei uns bekanntlich erschien und nach jetzigiger Pause Meyerbeers „Freischütz" wieder auf den Plan. Die Forstbaus-Idylle und Wolfsschluchtsdämonie übten ihren alten Zauber vielleicht stärker denn je. Wir suchen ja so gern heute alte, liebe Pfade wieder auf und bringen unserer Sonderart neue Liebe entgegen, und diese naive Romantik, diese Poesie des deutschen Waldes ist ja ein Teil unseres eigensten Wesens. Gerade den dämonischen Teil des Werkes wußte Herr Walter mit einer Kraft zu gestalten, die die Naivität des Stoffes ganz vergessen ließ; freilich fand er in Herrn Bender einen Kaspar, wie ihn in seiner Unheimlichkeit wohl kaum sonst eine Bühne besitzen wird. Außer ihm glänzte Frl. Zoogun in Spiel und Gesang als entzückendes Aennchen, neben dem Frl. Holls etwas sentimentale Agathe einen schweren Stand hatte. Herrn Gröbs schöne Stimme lag hier Partie des Max zu tief, als Erbförster wirkte Herr Bauberger ausgezeichnet. Hofrat Kleina Maschinerien fanden in der Wolfsschlucht eine prächtige Verwendung. Ed. Kr.

= **[Kriegsmiszellen.]** Die Zeitung „La Liberté" erfährt von einem belgischen Abgeordneten, daß die Deutschen überall in den den Feinden besetzten Gebieten in Frankreich und Belgien die kupfernen Turkluppen abschrauben, um sie zu Krupp nach Essen zu senden. „La Liberté" vermutet, daß sie dort zur Fabrikation von Waffen verwendet werden sollen. Jedenfalls würden sie auch in dieser Form der Politik der „offenen Türe" dienen.

Die „Guerre Sociale" erzählt, um den menschen- und kunstfreundlichen Charakter der französischen Soldaten gegen die „deutsche Barbarei" ins rechte Licht zu setzen, folgendes nette Geschichtchen: Ein Legaretto von X. bringt Frau Y., die als Krankenschwester dort dient, den Verwundeten zur Zerstreuung Bilder und Bücher. Kürzlich ließ sie einen, einen Bretonen ohne große „Kultur" (das Wort ist im Original deutsch), ein von ihr aus Deutschland mitgebrachtes Photographie-Album durchblättern. Und um die Seele des Verwundeten zu erforschen, sagte sie: „Das sind Ansichten aus Deutschland. Das hier ist der Kölner Dom. Ich werde sie verbrennen!" Der Bretone sah sie erstaunt an: „Aber, Madame, das ist zu schön!" Die kleine Bretone aber meinte mit einem hübschen Aufblick: „O nein, Madame, das ist zu schön!"

= **[Akademische Nachrichten.]** An der Technischen Hochschule in München ist der a. o. Professor für landwirtschaftliche Betriebslehre Dekonomierat Dr. August Schmoller zum Ordinarius und der Privatdozent und Assistent Dr. J. Herzer zum a. o. Professor für physikalische und Elektro-Chemie sowie Gasanalyse ernannt worden. — Der Generaldirektor der Skoda-Werke in Pilsen, Dr. Karl Freiherr v. Skoda ist zum Ehrendoktor der technischen Wissenschaften an der deutschen Technischen Hochschule in Prag promoviert worden. (In den Skoda-Werken sind die österreichisch-ungarischen 30,5 cm-Motorbattterien hergestellt worden, die mit großem Erfolge auf dem westlichen Kriegsschauplatz Verwendung fanden.) — Wie man uns aus Tübingen mitteilt, ist der Privatdozent der Dogmatik an der dortigen evangelisch-theologischen Fakultät, Dr. Hermann Süskind am 26. ds. im Oberelsaß gefallen. — In Los Angeles starb, wie man uns mitteilt, der Forschungsreisende und Geologe Prof. John Muir im 76. Jahre. Ein von ihm auf Alaska entdeckter Gletscher trägt seinen Namen.

= **[Kleine Mitteilungen.]** Es gibt einen länger als drei Jahrzehnte fortgesetzten Briefwechsel zwischen dem König Johann von Sachsen und dem amerikanischen Geschichtsschreiber Ticknor, der sich auch auf die politischen Vorgänge der Zeit von 1866 bis 1870 erstreckt. Der Bruder des jetzigen Königs von Sachsen, Prinz Johann Georg, wird nun, wie man uns mitteilt, diesen Briefwechsel in der nächsten Zeit veröffentlichen. — Die Schriftstellerin Marie Nagelschmidt in Breslau (N., Tiebuhtzerplatz 1, I) beabsichtigt, eine Sammlung aller sich auf die gesamte soziale Arbeit der Frau in der jetzigen Kriegszeit beziehenden Berichte und Notizen in Buchform herauszugeben und bittet um Einsendung alles Hierfür in Betracht kommenden Materials.

= **[Chronik der Künste.]** Der bekannte Berliner Maler Max Pechstein, der vor Ausbruch des Krieges eine Reise nach den Südsee-Inseln angetreten hatte, um dort für einige Zeit zu arbeiten, ist als Kriegsgefangener in Japan interniert. — In Cassel Gandolfo wurde, wie man uns berichtet, der Torso einer Dionysos-Statue ausgegraben. Das Standbild aus weißem Marmor hat durch die verheerende Wirkung des Feuers viel von seinem ursprünglichen Schönheit eingebüßt. — Man schreibt uns aus rheinpfälzischer Volksschriftsteller Karl Hermann Rollfelder ist im Alter von 40 Jahren am ersten Weihnachtstage in Berlin ihm zur zweiten Vaterstadt gewordenen Zweibrücken gestorben. Rollfelder war im bürgerlichen Beruf Buchdruckereibesitzer. Er ist mit Theaterstücken und Liedern hervorgetreten, aus denen reinmünige Liebe zu seiner Heimat, Freude und die ihn sehr beliebt und für volkstümliche machten. Außerdem hat sich Rollfelder durch seine gemeinnützige Tätigkeit für Wohlfahrts-, Vorkehrs-, vaterländischen und volkstümlichen Vereinen verdient gemacht.

= **[Aus den Frankfurter Theatern.]** Die Intendanz des Schauspielhauses teilt mit, daß vor den ersten bei Abendaufführungen des neuen Jahres ein Gedicht Franz Dülbergs „Deutsches Neujahr 1915" von Herrn Jensen gesprochen werden wird.

Die Direktion des Neuen Theaters gibt bekannt, daß der Spielplan dahin geändert ist, daß am Sonntag Nachmittag die Operette „Ein Tag im Paradies" zur Aufführung gelangt.